



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Sprachdummheiten : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tiefere Einblick in das Walten der Naturkräfte, in ihre Harmonie und Einheit befriedigt zugleich unsern Erkenntnistrieb und gewährt uns einen ästhetischen Genuß. Aber zu ergründen, wie Gott oder das Unbewußte oder der ursprüngliche Atomkomplex es angefangen hat, die Welt zu machen, ist nicht Aufgabe der Wissenschaft. Dieser Überspanntheit gegenüber halten wir es mit Goethe, der u. a. sagt: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.“



Allerhand Sprachdummheiten

(Schluß)



n Zeitungen muß man jetzt täglich von überführten Kranken und überführten Leichen lesen, das soll heißen: von Personen, die in das oder jenes Krankenhaus oder nach ihrem Tode in ihre Heimat zum Begräbnis gebracht worden sind. Wie kann sich nur das Sprachgefühl so verirren! Verbrecher werden überführt, wenn ihnen trotz ihres Leugnens ihr Verbrechen nachgewiesen wird; dann aber werden sie ins Zuchthaus übergeführt, wenn denn durchaus „geführt“ werden muß. Wie ist die Regel? Es giebt eine Anzahl mit Präpositionen zusammengesetzter Verba, bei denen, je nach der Bedeutung, die sie haben, bald die Präposition, bald das Verbum betont wird, z. B. übersetzen (den Wanderer über den Fluß) und übersetzen (ein Buch), überlegen und unterlegen, unterhalten und unterhalten, durchfliegen (durchs Examen!) und durchfliegen (ein Buch), hintergehen und hintergehen, auch wiederholen und wiederholen. Gewöhnlich haben die Bildungen mit betonter Präposition die eigentliche, sinnliche, die mit betontem Verbum eine übertragene Bedeutung. Die Bildungen nun, die die Präposition betonen, trennen bei der Flexion die Präposition ab (ich halte unter, ich gehe hinter) und bilden das Partizip der Vergangenheit mit der Vorsilbe ge— (untergehalten, hintergegangen); die dagegen, die das Verbum betonen, lassen bei der Flexion das Verbum mit der Präposition verbunden (ich unterhalte, ich hintergehe) und bilden das Partizip ohne die Vorsilbe ge— (unterhalten, hintergangen). Wie steht es also mit überführen und überführen? Es ist doch

klar, daß von einem zum andern Orte etwas nur übergeführt, aber nicht überführt werden kann. Ebenso verhält sich bei übersiedeln, wo das Sprachgefühl neuerdings auch ins Schwanken zu kommen anfängt. Es heißt: Wann siedelst du über? Ich bin schon übersiedelt, aber nicht: Wann übersiedelst du? Ich bin schon übersiedelt. Bisweilen ist derselbe Unterschied auch zu beobachten, je nachdem das Verbum im intransitiven oder im transitiven Sinne gebraucht wird, wenn es auch beidemal in seiner eigentlichen, sündlichen Bedeutung steht; es heißt: ich habe nach dem Nachbarhause durchgebrochen, aber: ich habe die Schranken durchbrochen — der Fährmann ist übergefahren, aber: der Fuhrmann hat das Kind überfahren.

Eine weit verbreitete Geschmacklosigkeit, die für unsre Sprache geradezu schon verderblich geworden ist, ist die im Übermaß herrschende Unsitte, am Ende von Nebensätzen das sogenannte Hilfszeitwort wegzulassen, also zu schreiben: Der Bischof war bestrebt, von dem Einfluß, den er früher in der Stadt besessen (nämlich hatte), möglichst viel zurückzugewinnen, der Rat dagegen trachtete, die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben (nämlich waren), immer mehr zu beschneiden. Auch beim Infinitiv mit zu läßt man das sein weg und schreibt: Der Ursachen sind mehrere, wenn sie auch sämtlich auf eine Wurzel zurückzuführen (nämlich sind) — eine kolossale Pallas, die einst einen Helm trug, wie aus der oben abgeplatteten Form des Kopfes zu erkennen (nämlich ist). Die Unsitte ist so verbreitet, daß man sie sich nur dadurch erklären kann, daß die Leute sie für eine besondere Schönheit halten und deshalb mit Vorliebe anwenden. Namentlich Romanschriftsteller schreiben fast gar nicht anders, aber auch in wissenschaftlichen, namentlich in Geschichtswerken geschieht es massenhaft. Ja es muß hie und da geradezu in den Schulen gelehrt werden, daß dieses Wegwerfen des Zeitwortes eine Schönheit sei; wenigstens erinnere ich mich, in einer pädagogischen Zeitschrift einen Aufsatz gelesen zu haben, worin verächtlich vom „Hattewarstil“ die Rede war; offenbar meinte der Verfasser damit die pedantische Korrektheit, die das hatte und war nicht opfern will. Nun, wer sich einmal die Mühe nehmen will, bei einem Schriftsteller, der das Zeitwort regelmäßig in dieser Weise wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese angebliche Schönheit zu achten, der wird sehr bald eines Bessern belehrt werden. Er wird schon nach wenigen Seiten täuschend den Eindruck haben, als befände er sich in einem Tiergarten, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen um ihn herumlaufen. Es ist eine ganz abscheuliche Manier. Selbst in Fällen, wo der nachfolgende Hauptsatz wieder mit demselben Zeitwort anfängt, mit dem der Nebensatz geschlossen hat, ist das Wegwerfen des Verbuns im Nebensatz unerträglich. Aber namentlich das wird nicht nur für eine Feinheit, sondern geradezu für eine Notwendigkeit gehalten. Es ist ein allgemeiner Schulmeisteraberglaube, daß man nicht ein und dasselbe Wort kurz hinter einander in einem

Sätze zweimal brauchen dürfe. Ich erinnere mich genau, daß uns das in der Schule immer und immer wieder eingeschärft wurde. Dieser Aberglaube verschuldet eine ganze Reihe von Dummheiten, z. B. das unnötige und geradezu störende, irreführende Abwechseln zwischen Synonymen, wo einzig und allein der wiederholte Gebrauch desselben Wortes am Platze ist, den störenden, das Verständnis oft in peinlichster Weise erschwerenden Mißbrauch, der mit ersterer und letzterer, dieser und jener getrieben wird, wo einzig und allein die Wiederholung des Hauptwortes das Richtige ist. Ich werde in der Satzlehre mehr dergleichen zu behandeln haben. Man sehe doch, wie Lessing schreibt, und wie wenig er von dieser angeblichen Schönheitsregel weiß! Genau das Gegenteil ist das Richtige. Ich will nicht sagen, daß es beim Lesen störe, wenn man nicht weiß, ob das eine hatte, das dasteht, das Ende des Nebensatzes oder der Anfang des Hauptsatzes sei; dafür sorgt schon das liebe Komma, dieser Augenrost des Lesers. Beim Vorlesen aber, also beim Hören, ist das Weglassen des einen hatte bei weitem störender als die zweimalige Setzung. Denn in lebendiger Rede spricht ja gar niemand so, da setzt jeder ohne weiteres das Verbum doppelt, und es fällt nicht im geringsten auf; es ist eben wieder nur geziertes Papierdeutsch, dieses greuliche Schwanzabhacken!

Doppelt unausstehlich wird es, wenn es in zwei oder mehr auf einander folgenden Nebensätzen verschiedene Zeitwörter sind, die dadurch verloren gehen, haben und sein, z. B.: Es war ein glücklicher Gedanke; dort, wo einst der deutsche Dichterkürst seinen Fuß hingesezt (nämlich hat), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt geschichtlich geworden (nämlich ist), eine Kuranstalt zu errichten —, oder wenn das Partizip mit dem Indikativ des Präsens gleichlautet, ohne Hilfszeitwort also das Präteritum vom Präsens gar nicht zu unterscheiden ist, z. B. nachdem 1631 der schwedische General Baner die Stadt vergeblich belagert (nämlich hatte) — er verteilte die Gewehre an die Partei, mit der er sich befreundet (nämlich hatte) — in unsrer Zeit, wo der Luzus eine schwindelhafte Höhe erreicht (nämlich hat) — er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der That beteiligt (nämlich hat). Aber damit berühre ich ein sehr, sehr trauriges Kapitel, nämlich den verheerenden Einfluß, den dieses Wegwerfen des Zeitwortes schon auf den richtigen Gebrauch der Tempora und vor allem den richtigen Gebrauch der Modi im Deutschen ausgeübt hat und täglich mehr ausübt. Daß selbst unsre „führenden“ Schriftsteller zum großen Teil keine blasse Ahnung mehr davon haben, in welche Nebensätze ein Konjunktiv, und in welche ein Indikativ gehört, daß man täglich hundertfach der syntaktischen Rohheit begegnet, daß Annahmen, Vermutungen, Meinungen, Überzeugungen in den Indikativ, Thatfachen in den Konjunktiv gesetzt werden, daran ist zum größten Teil das Weglassen der Hilfszeitwörter schuld. Wo soll noch Gefühl für die Bedeutung eines Modus herkommen, wenn man jedes ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte unterdrückt und dem Leser

nach Belieben zu ergänzen überläßt? Auch auf diese Sprachverwüstung gedenke ich später in der Satzlehre noch näher einzugehen.

Für diesmal noch ein paar Beobachtungen über Erscheinungen in unsrer heutigen Wortbildung. Da habe ich eben in anderthalb Zeilen drei Wörter hingeschrieben, die auf —ung endigen. Schreckliches Verbrechen! Allgemein verbreitet ist ja der Aberglaube, diese Wörter klingen häßlich, ja sie seien geradezu eine Verunstaltung unsrer Sprache. In Schulen wird gelehrt, man solle sie möglichst vermeiden; ich erinnere mich sogar, irgendwo die witzige Bemerkung gelesen zu haben, unsre Sprache mit ihrem vielen —ung —ung —ung klinge wie lauter Unferuse.

Das ist harer Unsinn. Die Endung —ung ist tonlos und fällt nirgends in solchem Grade ins Gehör, daß ihre öftere Wiederholung in kurzen Zwischenräumen stören könnte. Ein Satz wie der, womit ich diese Betrachtung begonnen habe, oder wie folgender: Wir fassen unser Urteil über die Einrichtung dahin zusammen; daß ihre Einführung eine schwere Schädigung des Rechtsgefühls sein würde —, hat nicht das geringste Anstößige. In lebendiger Rede hört es gar niemand, daß hier kurz hinter einander drei Wörter auf —ung stehen. Hebt man freilich die Endung auffällig hervor, so kann man auch hundert andre Sprachercheinungen anstößig oder lächerlich machen: Das erste Erfordernis alles Ausdrucks ist Richtigkeit und Klarheit; aber gerade das wird bei der thörichten Abneigung gegen die Wörter auf —ung fortwährend vernachlässigt.

Die Wörter auf —ung bezeichnen zunächst eine Handlung, einen Vorgang. Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeutet zunächst die Handlung des Bildens, des Erziehens, des Aufklärens. Aus dieser Bedeutung entwickelt sich aber leicht eine weitere, nämlich die des Ergebnisses, das diese Handlung hat, des Zustandes, der durch sie herbeigeführt wird; Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeutet auch den Zustand des Gebildetseins, des Erzogenseins, des Aufgeklärtseins (man verzeihe die häßlichen Wörter, hier wo es auf Deutlichkeit ankommt). Vielsach hat nun die Sprache, um den Unterschied zwischen der Handlung und ihrem Ergebnis zu bezeichnen, neben dem Wort auf —ung noch ein kürzeres, meist durch Umlaut, unmittelbar aus dem Stamme geschaffen, gleichsam eine starke Bildung neben der schwachen. So haben wir Anlage neben Anlegung und können geradezu reden von der Anlegung von Gartenanlagen oder von der Anlegung von Gas- und Wasseranlagen. Aber wie verfährt man jetzt in dem blindwütigen Hass gegen das arme —ung? Da, wo die Sprache eine Unterscheidung an die Hand giebt, mit andern Worten: wo sie es ermöglicht, einen Unterschied zu machen (da haben wir gleich wieder ein Beispiel: Unterscheidung und Unterschied!), verschmählt man ihn und schwächt von Hingabe, Erwerb, Bezug, Vollzug, Vergleich, Ausgleich, wo Hingebung, Erwerbung, Beziehung, Voll-

ziehung, Vergleichung, Ausglei chung das einzig Richtige ist. Anderseits: da, wo die Sprache wirklich beides, Handlung und Zustand, mit ein und demselben Worte ausdrückt, schafft man künstlich einen Unterschied durch greuliche Neubildungen auf —heit (sie schießen jetzt wie Pilze aus der Erde) und läßt die Menschen aus Geneigtheit oder Abgeneigtheit, in der Zerstreutheit, in der Verzückttheit, in der Verstimmtheit, in der Aufgeregtheit, in der Überraschttheit, unter Merkmalen von Geistesgestörtheit (!) thun, was sie früher aus Neigung oder Abneigung, in der Zerstreung, in der Verzückung, in der Verstimmung, in der Aufregung, in der ersten Überraschung, in einem Anfälle von Geistesstörung thaten. Fühlt der Leser nicht das Vornehme in den Bildungen auf —ung? Weht ihm nicht klassische Luft daraus entgegen? und aus den Bildungen auf —heit der gemeine Dunst der heutigen Zeitungssprache? Der Strafvollzug, von dem unsre Juristen, die innige Hingabe, von der unsre Romanschriftsteller immer reden (unter andern auch Gustav Freytag wieder, in seinem neuen Buche über den Kronprinzen auf jeder Seite), sind geradezu greulich. Wird jemand Eingabe und Eingebung verwechseln und schreiben: er that das aus göttlicher Eingabe? Das fürchterlichste ist der Bezug. Früher kannte man Bezüge nur an Bettkissen und Stuhlpolstern. Jetzt heißt es: mit Bezug auf, in diesem Bezug u. s. w., und da natürlich auch die, die das Wort so verkehrt anwenden, die Bedeutung der Handlung, die darin liegen soll, ihm doch nicht recht anfühlen, was haben sie gemacht? Sie haben das herrliche Wort Bezugnahme erfunden, das nun freilich eigentlich Bezugnehmung heißen müßte. Das könnt ihr bequemer haben, ihr klugen Leute! Was ihr mühselig durch das doppelt fehlerhafte Wort Bezugnahme auszudrücken sucht, das liegt eben in dem einfachen und richtigen Worte Beziehung! Aber nur ja kein Wort auf —ung! Dem armen —ung ist der Tod geschworen, das muß mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Bald wird es als ein Zeichen von Mangel an Erzug und Gebildetheit gelten, so veraltete Wörter wie Erziehung und Bildung auch nur in den Mund zu nehmen. Vielleicht erleben wirs auch noch, daß vom Lotteriezug geredet wird, statt von der Lotterziehung.

Eine rechte Dummheit hat in der Bildung der Adjektiva auf —isch um sich gegriffen bei Orts- und Personennamen, die auf e endigen: man schreibt nur noch von der Halle'schen Universität und von Goethe'schen und Heine'schen Gedichten. Der Leser übersehe ja das Apostroph nicht! Ohne das Apostroph würde die Sache den Leuten gar keinen Spaß machen. In dieses Häkchen sind Schulmeister und Professoren ebenso vernarrt wie Setzer und Korrektoren. Die Endung —isch hat stets unmittelbar an den Stamm zu treten. Von Laune heißt das Adjektiv launisch, von Hölle höllisch; niemand spricht von laune'schen Menschen oder hölle'schen Qualen. Und

sagt oder und schreibt wohl ein einziger vernünftiger Mensch: dieses Gedicht klingt echt Goethe'sch? Jeder sagt: es klingt Goethisch. Wenn man aber in der undefinirten, prädikativen Form das Adjektiv richtig bildet, warum nicht in der attributiven, deflinirten? Es könnte wohl einer denken, der Dichter hieße Goeth, wenn man von Goethischen Gedichten spricht? Es ist doch zu beschämend, daß in der ganzen großen Gemeinde, in dem Jahrbuche und in der ganzen neuern Litteratur, die Goethes Namen tragen, ein solcher Unsinn wie die Goethe'schen Gedichte hat um sich greifen können. Das müßte doch wahrhaftig wieder zu beseitigen sein! Unfre Klassiker, die in die Hallische Litteraturzeitung schrieben (im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sagte man sogar mit richtigem Umlaut hällisch), drehen sich im Grabe herum, wenn sie läsen, daß es jetzt einen Halle'schen Bürgermeister giebt. Und genau so dumm sind die Laube'schen Dramen, die Heine'schen Lieder, die Heyse'sche Sprachlehre und die Taaffe'sche Ara. Neuerdings fängt man auch an, von der meiningen'schen Truppe zu reden, statt von der meiningischen. Dann wollen wir nur auch in Zukunft von den bremen'schen Stadtmusikanten und von plauen'schen Fabrikanten reden (geschieht schon! auch der plauische Bürgermeister heißt bereits der plauen'sche! Die Red.), von thüringen'schen Landgrafen, vom sachsen'schen und vom preußen'schen König. Nein, lieber Leser, die Ortsnamen auf —en sind alte Dative im Plural, und wenn ein Adjektiv auf —isch davon gebildet werden soll, so kann auch das nur vom reinen Stamme gebildet werden; es heißt also einzig richtig: bremisch, plauisch, sächsisch, preußisch, thüringisch, meiningisch. Merke dir's und kämpfe gegen die Dummheit an, wo du nur kannst!

Eine Masse von Unfug ist neuerdings in der Wortzusammensetzung eingegriffen. Ich will nur einiges anführen. Bei der sogenannten uneigentlichen Zusammensetzung, d. h. bei der, bei der (Papiermensch, staune! bei der, bei der — welches Verbrechen! du würdest doch schreiben: bei derjenigen, bei welcher) die Wörter ursprünglich unverbunden neben einander standen, muß das erste Glied, das Bestimmungswort, natürlich im Genetiv stehen: Tageslicht, Wirtshaus, Beamtenwohnung, Konfirmandenzug (eigentlich des Tages Licht, des Wirts Haus, des Beamten Wohnung). Jetzt kann man aber täglich in den Zeitungen lesen: Reisendergesuch, Disponentgesuch und ähnliches. Statt der organischen Verbindung ein bloßes rohes Aneinanderschieben.

Da ist nun auch ein Fall, der wieder schlagend zeigt, was dabei herauskommt, wenn die große Masse anfängt, mit Nachdenken an der Sprache zu ändern. Es giebt alte, gute schwache Singularformen des Feminins. In feststehenden Redensarten und Sprüchen haben sie sich noch erhalten, z. B. auf Erden, von Gottes Gnaden, die Kirche unsrer lieben Frauen, es kommt endlich an die Sonnen u. s. w.; im übrigen sind sie verloren gegangen. Wunder:

voll erhalten aber haben sie sich in der Wortzusammensetzung eben unter dem Schutze der Zusammensetzung. Man denke an Sonnenschein, Frauentirche (d. i. die Kirche der Jungfrau Maria), Erdenrund, Lindenblatt, Aschenbecher, Taschentuch, Gassenjunge, Kohlenzeichnung, Leichenpredigt, Gnadengesuch, Breitengrad, Muldenthal. Sogar Lehn- und Fremdwörter haben sich in der Zusammensetzung diesem guten, alten schwachen Genetiv angeschlossen, wie in Straßenpflaster, Tintensaß, Kirchendiener, Visitenkarte, Toilettentisch, Promenadensächer. Da haben sich nun neuerdings offenbar kluge Leute die Frage vorgelegt: Was soll das n in diesen Wörtern? ein n bezeichnet ja die Mehrzahl, und die hat hier gar keinen Sinn, also hinaus damit! Und so schreibt und druckt man jetzt wahrhaftig: Aschbecher, Aschegrube, Tintesaß, Sahnekäse, Stellegesuch, Muldethal; Visitenkarte, Toiletteseife, Promenadeplatz, Chokoladefabrik u. s. w. In allen Bauzeitungen muß man von Lageplan lesen — so haben die Herren Architekten, die ja erfreulicherweise eifrige Sprachreiniger geworden sind, Situationsplan übersetzt —, in allen Kunstzeitschriften von Kohlezeichnungen. Wer nicht fühlt, daß das das reine Gestammel ist, der thut mir aufrichtig leid. Es klingt so, als ob kleine Kinder dahnten, die erst reden lernen und noch nicht alle Konsonanten bewältigen können. Man setze sich auch das nur weiter im Geiste fort. Was wird die Folge sein? Daß wir in Zukunft auch lallen: Sonnenschein, Taschentuch, Roseduft, Geigespieler u. s. w. Nein, wenn der alte schwache Genetiv durchaus nicht mehr benutzt werden soll, dann bleibt nur eine Möglichkeit der Zusammensetzung, die, daß man das e abwirft und nur den reinen Stamm beibehält. So haben wir neben Kirchenbuch und Kirchendiener Kirchspiel und Kirchvater, neben Mühlenstraße Mühlgasse, neben Muldenthal und Muldenbett Elbthal, Elbufer und Elbbrücke. Aber eine so klägliche Leimerei wie Saalezeitung ist über die Maßen scheußlich.

Und doch wird namentlich bei der Taufe neuer Straßen oder Gebäude nur noch in dieser Weise geleimt, von organischer Verbindung ist keine Rede mehr. Wer wäre vor hundert Jahren imstande gewesen, eine Straße Augustasträße, ein Haus Marthahaus zu nennen? Da bildete man Annenkirche, Katharinenstraße, und es fiel doch auch niemand ein, dabei an eine Mehrzahl von Annen oder Katharinen zu denken.

Da haben also wohl die Schenkwirte, die statt der früher allgemein üblichen Speisekarte eine Speisekarte eingeführt haben, etwas sehr Weises gethan? Haben sie nicht den guten, alten Genetiv wieder hergestellt? Nein, daran haben sie nicht gedacht, sie haben die Mehrzahl ausdrücken wollen, denn sie haben sich gesagt: auf meiner Karte steht doch nicht bloß eine Speise. Damit sind sie aber nun auch wieder gründlich hineingefallen. Wenn nur das Volk nicht mit Überlegung an der Sprache ändern wollte, es wird allemal

eine Dummheit fertig! In Speisekarte ist die erste Hälfte nicht durch das Substantivum Speise gebildet, sondern durch den Verbalstamm. Die Speisekarte ist die Karte, nach der man speist, wie die Tanzkarte die Karte, nach der man tanzt, die Spielregel die Regel, nach der man spielt, die Bauordnung die Ordnung, nach der man baut, die Singweise die Weise, nach der man singt, das Stickmuster das Muster, nach dem man sticht, die Zählmethode die Methode, nach der man zählt u. s. w. Hätten die Schenkwirte mit ihrer Speisekarte Recht, dann müßte man ja auch Tänzekarte sagen. Ähnlich verhält sich mit dem neuen Modewort Anhaltspunkt. Früher sagte man: ich habe dafür keinen Anhaltepunkt, d. h. keine Stelle, wo ich mich anhalten kann; der erste Teil der Zusammensetzung war wieder der Verbalstamm, wie in Speisekarte. Daneben hatte man noch in demselben Sinne das Substantiv Anhalt; man sagte: dafür fehlt es mir an jedem Anhalt. Aber Anhaltspunkt, so beliebt es auch neuerdings zu werden anfängt — wahrscheinlich glaubt man damit einen feinen Unterschied geschaffen zu haben von den Anhaltepunkten auf den Eisenbahnen, als ob Anhaltspunkt nicht ebensogut den Ort bezeichnen könnte, wo man sich anhält, wie den, wo man anhält! — Anhaltspunkt ist Unsinn.

Auch unter den sonstigen Zusammensetzungen, deren Bestimmungswort ein Verbum ist, sind einige, die man fortwährend falsch gebildet findet, nämlich: Zeichenbuch, Zeichenheft, Zeichensaal, Rechenheft. Eine dunkle Kunde davon, daß diese Formen falsch sind, und warum sie es sind, ist zwar neuerdings selbst bis in die Kreise der Volksschule gedrungen; dennoch muß man die falschen Formen noch täglich neben den richtigen lesen. Es kommt hier folgende Regel in Betracht. Das Verbum kann in der ersten Hälfte von Zusammensetzungen nur in der Form des Verbalstammes erscheinen; es heißt: Sprichwort, Schreibfeder, Stehpult, Rauchzimmer, Singstunde. Nun giebt es einige Verbalstämme, die auf n ausgehen, nämlich zeichnen —, rechnen —, trocken —, waffen —, turn —, wovon die Infinitive rechnen (eigentlich rechenen), zeichnen, trocknen, waffnen, turnen heißen. Werden diese zusammengesetzt, so können natürlich nur Formen entstehen wie Rechenstunde, Zeichensaal, Trockenplatz, Waffenrock, Turnhalle. Wäre Rechenbuch richtig, dann müßte man auch sagen: Waffenrock, Turnhalle, Schreibfeder, Reißzeug, Singstunde. Bei der Entstehung der falschen Formen mag wohl wieder ein gewisses Unterscheidungsbedürfnis im Spiele gewesen sein: man wollte den Gleichklang mit den Substantiven Zeichen und Rechen vermeiden. Aber diese Besorgnis vor Mißverständnissen ist doch wahrhaftig überflüssig.

Man schwelgt aber jetzt auch in Zusammensetzungen oder vielmehr Zusammenschiebungen, die man überhaupt nicht bilden, sondern durch Genetive oder Adjektiva ersetzen sollte. Goethehaus, Goethebildnis, Goethe-

biographie, Schillerdenkmal, Shakespearedramen, Rembrandtschüler, Pilotyschüler, Wagnerverehrer, Wischerverehrer, Weimarlose, Japanwaren und ähnliches Schandzeug schießt in Masse empor. Wo ist die Grenze? frage ich wieder. Wollen wir schließlich auch noch von Goethegedichten reden (der Erlkönig ist ein Goethegedicht) oder von Goetheeltern? Man denke sich, daß jemand Berlinlose, Münchenlose, Leipziglose oder Italienwaren, Frankreichwaren, Englandwaren zum Verkauf anböte! Und Wagnerverehrer und Wischerverehrer, das sind doch — nach Bildhauer, Schornsteinfeger und ähnlichem zu urteilen — offenbar Kerle, die gewerbsmäßig jeden verehren, der Wagner oder Wischer heißt.

Eine alberne Nachäfferei des Französischen endlich, wie so vieles in unsrer Sprache, sind Zusammensetzungen wie Malerdichter, Malerradirex und das jetzt bis zum Ekel gebrauchte Dichterkomponist. Es sind das rohe, gänzlich undeutsche Nachbildungen von peintre-graveur, commis-voyageur u. ähnl. Ein Walzerkomponist ist nach deutscher Logik einer, der Walzer komponirt. Nun sage man sich selbst, was ein Dichterkomponist ist.

Hiermit will ich diese Plänkelleien vorläufig abbrechen. Im nächsten Vierteljahre dieser Zeitschrift gedenke ich in einer Reihe von Heften einige der schlimmsten Modedummheiten aus dem Gebiete der Sazbildung vorzuführen. Da wird sichs freilich um Dinge handeln, die für unsre Sprache noch weit gefahrdrohender sind; daher werde ich auch noch etwas größeres Geschütz auf-fahren müssen.



Aus Neuösterreich

2. Ein Ausflug nach Montenegro

(Schluß)



nsrer Hausherr, sichtlich stolz auf seine gebildete Tochter, hörte seinem ältesten Sohne, der inzwischen eingetreten war und uns als Stammhalter vorgestellt wurde, mit Interesse zu. Er war das Ebenbild des Vaters, eine schöne, martialische Erscheinung, die Tapferkeitsmedaille sowie das an seiner Brust hängende Kreuz des Daniloordens zeigten, daß der etwa vierundzwanzigjährige junge Mann auch schon im Feuer gestanden hatte. Die jungen Leute, die mit